



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem Universitätsleben : 8. Der jüdische Student : in neun
Briefen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Pfande“ (!) verlangen. Durch einfache Umstellung der Worte in der letzten Zeile (heiß ein andrer brannte) wird dann höchst bequem ein ebenso abscheulicher Reim geschaffen wie oben. Da dichtet wahrlich der Bonner Korpsstudent noch besser, der zu dem ganzen Gedicht noch folgende Zusatzstrophe mit Beziehung auf eine beliebte Eyzneipe singt, in der nach mythenhafter Überlieferung der Dichter selber einst viel und gern verkehrt haben soll:

Wißt ihr, wer die Wirtin war,
Blau von Auge, blond von Haar?
München hieß die Feine.
Wißt ihr, wo die Linde stand,
Jedem Burschen wohlbekannt?
Zu Godesberg am Rheine.

Die angeführten Beispiele haben hoffentlich erwiesen, daß einen Dichter zu verbessern selbst für einen bedeutendern Komponisten eine recht mißliche Sache ist. Jedes Lied ist eine Einheit, eben so gut wie ein Gemälde oder ein Marmorbild; hier wie dort werden fremde Zusätze im einzelnen immer stören und, wenn sie gehäuft sind, die ursprüngliche Gesamtwirkung schließlich vernichten. Der Künstler hat sein ganz besondres Habeat-corpus-Recht, und gerade der Kollege vom andern Fach sollte dies am allerwenigsten antasten.

Der Komponist möge also, ebenso wie der Pädagoge, beherzigen: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ Es wird ihnen nach so vielen Thorheiten gewiß gedankt werden!



Bilder aus dem Universitätsleben

8. Der jüdische Student

In neun Briefen

1



ieher Freund, du suchst nach einem tragischen Stoff aus der Gegenwart. Ja, giebt es denn etwas tragischeres als einen vornehm denkenden und edel empfindenden Juden, der inmitten einer argwöhnischen und vorurteilsvollen Gesellschaft immer wieder den verzweifeltsten Kampf um Anerkennung seiner Ehrenrechte ausfechten muß, und wenn er den Sieg gewonnen zu haben glaubt, doch wieder bei irgend einer Gelegenheit mit stechendem Schmerz gewahr wird, daß sein ehrliches Ringen umsonst gewesen ist, daß man über ihn — vielleicht nicht vor seinen Augen, aber umsomehr hinter seinem Rücken — die Achseln zuckt

und seinen Anspruch auf gleiche Berechtigung und gleiche Achtung als eine Unverschämtheit, mindestens als eine Lächerlichkeit bezeichnet?

Oh, das ist bitter, sehr bitter! Glaube mir, lieber Freund, jeder an Geist und Herz gebildete Jude macht diese tragischen Kämpfe in unsrer Gesellschaft durch. Sie sprechen nicht darüber, sie schreiben nicht darüber, sie ringen damit im Innern. Es ist ein verzweifelter, ein qualvoller, ein elender Kampf, es ist eine lebenslange moralische Kreuzigung, es ist tragisch, wirklich tragisch!

Du wirst mich nicht ganz verstehen. Wie kann auch der gesunde, frische Horatio den kranken, verzagten Hamlet verstehen! Ich erinnere dich nicht gern daran, daß ich ein Jude bin, aus Furcht, ich könnte meinen einzigen Jugendfreund dadurch verlieren; ich lese auch schon lange keine Zeitungen und Zeitschriften mehr, um mich nicht durch das schreckliche Wort „Judenfrage“ täglich und stündlich beleidigen lassen zu müssen. Aber der Anblick dieser fürchterlichen Gorgo Medusa wird mir doch nicht erspart. An allen Orten, an allen Wänden, in allen Gesichtern sehe ich ihr Bild, und es findet sich niemand, niemand, der dem Ungeheuer den Kopf abschläge! Ich kann dir nicht sagen, wie ich darunter leide. Man möchte sich so gern über die Marter hinwegtäuschen, die Augen verschließen und bei diesem Schwertertanze, den unsereins heutzutage auszuführen hat, so thun, als sähe man die Spitzen und Schneiden nicht, die ein jahrtausendalter Haß immer wieder von neuem schärft. Aber es ist unmöglich.

Lieber Freund, ich fühle mich manchmal grenzenlos unglücklich. Jeden Tag werden neue Drachenzähne gesäet, und wenn ich bedenke, daß ich als Jude zeitlebens dazu verurteilt sein soll, diesen qualvollen Kampf mit den unzähligen Vorurteilen, die aus dieser Saat aufgehen, auszufechten, dann möchte ich mir schon jetzt eine Kugel durch den Kopf jagen. Könnte man doch nur unter die Angreifer einen Gegenstand werfen, der sie ablenkte, etwa einen großen Krieg! Aber wohin komme ich mit meinen Gedanken!

Seit du fort bist, ist mit mir nichts rechtes mehr anzufangen. Ach, wie gern wäre ich mit dir nach Halle gegangen, um dort meine Studien fortzusetzen, aber du weißt, ich bin ganz auf meinen Bruder angewiesen und muß hier in Berlin aushalten. Er hat mir jetzt in seiner Villa in der Tiergartenstraße eine Liebelstube eingeräumt, und ich bin glücklich, daß ich nicht herumzuschnorren brauche, wie es hier leider so viele arme jüdische Studenten thun, bis sie endlich doch das Studium an den Nagel hängen und das jüdische Zeitungsgefindel vermehren. Wäre ich nur nicht so ein unpraktischer Träumer, und könnte die Vorteile nach Gebühr schätzen! Aber ich lasse mich wenig unten sehen und lebe still für mich. Sie nennen mich den Philosophen, und meine Schwägerin fragte mich heute spöttisch, ob ich nicht lieber in einer Tonne leben wollte, da ich doch keinen Sinn für komfortable Wohnräume hätte.

Es ist schon spät in der Nacht. Unten ist noch lärmende Musik.
 Bester, schick ein paar Zeilen deinem unruhigen, alten Jugendfreunde

S R

2

Acht Tage sind vergangen, und kein Freundschaftszeichen ist von dir gekommen. Soll ich mich auch deinetwegen trüben Gedanken hingeben? Aber du schweifst gewiß mit gesunden Sinnen auf den Bergen und in den Wäldern umher oder schaukelst dich auf den Wellen der Saale, und hier in dieser verloggenen Umgebung, in dieser raffinierten Überkultur sitzt der arme Siegfried — weshalb man mich eigentlich Siegfried genannt hat, es ist kläglich! Sehe ich aus wie ein Drachentöter, ich häßlicher, kleiner, dachsbeiniger Mensch? Mein Name ist eine große Thorheit, die einzige, die ich meinen Eltern vorzuwerfen habe. Ich habe darunter schon viel zu leiden gehabt.

Manchmal schweifen meine Gedanken zurück in die Schuljahre, und mich schaudert's, wenn ich sie mir vergegenwärtige. Es war doch eine Leidenszeit für mich. Wie oft hast du mich Schwächling aus dem boshaften Schwarm herausgehauen und deine Arme über mich ausgebreitet! Ich fange jetzt eigentlich erst an, über meine in der kleinen Vaterstadt verlebte Kindheit nachzudenken. Welch eine lange Kette von Drangsalen und Demütigungen war das! Ohne dich hätte ich das wirkliche, frische Knabenleben kaum kennen gelernt.

Es ist ja alles kindisch, was ich dir hier schreibe, aber mir geht es heute nicht aus dem Kopfe. Man sah mich schon als Knaben nicht für voll an; wie lange dauerte es, bis ihr mich zu euern Soldatenspielen auf dem Fuchsfelde am Ramlower Weg zuließet! Und auch das erst, als du entschieden erklärtest: Siegfried Koniger kommt mit, wir brauchen auch einen Train, und den Train soll er bilden. Dann hingt ihr mir die Flasche Bier um und den Brotbeutel mit requirirten Rüben, und dann mußte ich während eurer Kämpfe von weitem stehen bleiben und zusehen; und als der Feldwächter kam, liefst ihr fort, aber der Train blieb getreu auf dem anbefohlenen Platze stehen, und meine arme Mutter mußte zehn Groschen Strafe zahlen. Ich habe früher darüber gelacht, jetzt erscheint mir das alles sehr ernst und niederdrückend. Es war doch eine große Demütigung, die ihr unbewußt dem jüdischen Knaben anthatet.

Du siehst, auch die Vergangenheit läßt mir keine Ruhe. Ich komme aus den trüben Bildern nicht heraus. Welche armseligen Verhältnisse bei uns, als mein Vater gestorben war! Wie hat sich meine Mutter, die kleine, rührige, energische Frau, gequält, um uns drei Jungen durchzubringen! Aber du kennst das ja alles und weißt, wie wir in dem dürftigen Häuschen an der Neuen-dorfer Chaussee gelebt haben, bis mein Bruder Louis in Berlin vorwärts kam und uns unterstützte. Du konntest Louis nie recht leiden, dir war David lieber, weil er Soldat war und er dir in der Dragoneruniform so gefiel. David

konnte auch so viel erzählen, wenn er auf Urlaub kam, und das hörtest du gern. Erinnerst du dich noch, wie dann der französische Krieg ausbrach und David fort mußte, und wie der alte grobe Oberlehrer Bunk mich eines Tags vor die Klasse rief und mich küßte, als sich mein Bruder das eiserne Kreuz verdient hatte? Das war die größte Wonne, die ich als Junge empfunden habe, und ich fühle sie jetzt noch nach, wenn ich daran denke. Und dann warst du eines Abends bei uns, und wir arbeiteten zusammen. Die Mutter saß im Lehnstuhl neben dem warmen Ofen und las durch ihre große Hornbrille immer wieder Davids Briefe, und die Kage schnurrte behaglich dazu, und die Bratäpfel dufteten aus der Röhre. Da trat plötzlich der Bürgermeister ins Zimmer, er sah sehr ernst aus, und wir Jungen guckten ihn groß an. Er gab der Mutter die Hand und sagte, er käme heute selbst her, denn er hätte ihr mitzuteilen, daß David in der Schlacht bei Orleans gefallen und den Heldentod gestorben sei. Meine kleine Mutter stand aufrecht da und hielt sich an dem Großvaterstuhl fest, aber sie weinte nicht, sie sprach kein Wort, und mir wars, als ginge ein Zug freudigen Stolzes über ihr Gesicht. Auch ich blieb ruhig, als mir der Bürgermeister die Hand reichte; du aber fingst bitterlich an zu weinen und gingst hinaus. Friß, das vergesse ich dir nicht, und wenn du mir das größte Herzeleid anthun und — Antisemit werden wolltest.

Weshalb ich dich an diese Dinge aus unsrer Quartanerzeit erinnere? Ich habe eine Photographie von David in Uniform, die er aus Frankreich unsrer Mutter geschickt hatte, und bat neulich meinen Bruder Louis, ein Ölgemälde darnach anfertigen zu lassen. Aber meine Schwägerin hat dagegen Einspruch erhoben. Wenns noch ein Offizier wäre, oder ein Einjährigfreiwilliger! aber ein ganz gemeiner Soldat, das sei doch zu komisch, David sähe auch zu jüdisch aus. So ist's denn unterblieben. O, ich möchte dieses Weib ohrfeigen! Ich kann dir nicht sagen, wie ich diese oberflächlichen Genußmenschen hasse.

Dein Siegfried.

3

Liebster, bester Freund! Tausend Dank für deine Verse aus Siebichenstein. Ich schreibe zum Abend ausführlich, jetzt muß ich ins Kolleg. Ich höre ein interessantes Publikum beim Professor Maron über die moderne Gesellschaft. Es ist immer brechend voll; ich muß machen, daß ich noch einen Platz erwische. —

Soeben komme ich aus dem Kolleg. Maron spricht warm und fesselnd, sein Thema ist sehr dankbar. Es ist ein Vergnügen, diesen Mann über die gesellschaftliche Bewegung der letzten Jahre reden zu hören. Er teilte Peitschenhiebe aus, daß es nur so sauste, und daß man wünschte, Stöcker und Genossen wären zugegen gewesen und hätten sich die Prügel selbst geholt. Ich habe große Lust, seinen letzten Vortrag zu einem Feuilleton für das Berliner Tageblatt auszuarbeiten. Die kulturgeschichtlichen Rückblicke, die der Redner gab,

waren ausgezeichnet. Er wies schlagend nach, daß die Redensart vom Parasitismus der Juden falsch und lächerlich sei, man könne ebenso gut den raupenfressenden Vogel, weil er auch hier und da ein paar Körner aufpickt, einen Parasiten nennen. Auch die andre unsinnige Behauptung, die Juden genossen überall die Früchte der modernen Kultur, ohne zu ihrer Entwicklung etwas beizutragen, stellte er ins rechte Licht. Ohne das Alte Testament, d. h. ohne den Geist des Judentums, sei weder die mittelalterliche noch die gegenwärtige Kultur denkbar; in ihm liege der Grund aller modernen sittlichen Anschauungen. Die amerikanischen Puritaner und Quäker hätten mit ihren streng sittlichen Begriffen ganz im jüdischen Geiste gelebt, noch ehe überhaupt ein Jude nach Amerika gekommen sei. Dieser sittliche Einfluß des Judentums auf die ganze Menschheit lasse sich nicht abstreiten. Die Juden bekämpfen und verfolgen sei daher eben so unklug, als ob der Baumeister seine Ziegelstreicher, die ihm die besten Bausteine liefern, fortjagen wollte. Die geistige und sittliche Bildung jedes modernen Kulturvolkes bestehe zu gleichen Teilen aus klassischem Altertum, Judentum und nationaler Eigenart; nur die dritte Größe sei veränderlich und bilde die Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturvölkern, aber der aus dem klassischen Altertum und dem Judentum übernommene Geist sei bei allen ziemlich gleich an Umfang und Inhalt.

Hier und da regte sich freilich unter den Zuhörern eine gewisse Opposition, aber der Redner trat sehr entschieden auf; und als sich einige Flegel in ihren Äußerungen nicht mäßigen wollten, ersuchte er die Unzufriedenen, das Kolleg zu verlassen. Da standen denn drei Antisemiten auf und verließen polternd den Hörsaal. Es ist doch eine unverschämte Gesellschaft!

Selten habe ich mich so frei, so gehoben, so hoffnungsfreudig gefühlt, wie nach diesem Kolleg.

Bei uns ist heute alles still, Bruder und Schwägerin sind in die Oper gefahren, da ist es dann in der That ein Genuß, in der schönen Villa zu leben. Auch habe ich hier endlich eine teilnehmende Menschenseele gefunden: für die fünfjährige Else ist heute eine neue Kindergärtnerin angekommen — ich höre schon dein verständnisvolles Haha! Lieber Freund, du kennst mich und weißt, wie sehr ich alles Gemeine verabscheue. Es ist ein liebes, kluges, bescheidenes Mädchen, eine Christin, die Tochter eines früh verstorbenen Arztes. Offen gesagt, ich bedaure das arme Wesen, daß es in diese Gesellschaft hineingeraten ist. Aber ich werde sie zu beschützen wissen. Dasselbe Schicksal wie ihre Vorgängerin, die Anna Schwarz, soll sie nicht haben. Sie ist auch keine auffallende Schönheit wie die Anna und schon dadurch etwas mehr vor Nachstellungen gesichert. Geärgert habe ich mich übrigens über die Heuchelei meiner Schwägerin, die von sittlicher Entrüstung triefte, als ihr der ange-schwärmte Liebling, der Maler Klümer, sein letztes Bild: „Der Frühling“ zeigte, und sie sofort erkannte, daß Anna dazu Modell gestanden hatte. Ich

glaube, sie hätte es selber gern gethan, wenn sie hübsch genug dazu gewesen wäre. Ich kann mir sonst nicht die lächerliche Wut erklären, mit der sie zu Hause über Anna herfiel und ihr die Thür wies. Mein Bruder soll sich aber sehr anständig gegen die Anna gezeigt haben; wenigstens erzählte mir der Kutscher, daß er sogar ihre Wohnung in der Steglitzer Straße bezahle. Na ja, es giebt noch edle Menschen!

Ich mußte heute an unsern Spaziergang denken, den wir einmal als Knaben von unser Vaterstadt nach Groß-Zubellin machten, wo der Graf Nerow sein altes Schloß hat. Der Graf hat also richtig auch abgewirtschaftet, oder vielmehr seine Herren Söhne habens fertig gebracht. Dieser alte Abel scheint jetzt seine Ehre darin zu suchen, den Söhnen der reichen Börsenhelden im stumpfsinnigsten Luxus, im kostspieligsten Sport und in den lächerlichsten Vergendungen den Rang abzulaufen. Wenn auch mein Bruder über diesen wunderlichen Wettkampf entzückt ist, ich muß doch sagen, daß ich kein rechtes Verständnis dafür habe. Er freut sich nämlich jedesmal wie ein Kind, wenn wieder ein altes Geschlecht „vor die Hunde gegangen ist.“ Und daß die stolzen, unnahbaren Nerows jetzt so weit sind, daß sie einem aus der Hand fressen, das bereitet ihm ein maßloses Vergnügen. Er zitierte sogar Schillers Vers: Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen! Du erinnerst dich wohl, der alte Graf hatte ihn einmal, als er ein Junge von zwölf Jahren war, mit der Reitpeitsche bearbeitet und ihn einen frechen Judenjungen genannt. Louis war mit dem Vater gefahren, der in Groß-Zubellin seine kleinen Geschäfte machte, hatte sich dort an die Fohlenkoppel geschlichen und den zahmen Tieren gestoßnen Pfeffer und Salz unter den Schwanz geworfen. Da war die Tracht Prügel nach meiner Meinung wohl verdient. Aber als das Louis gestern Abend bei Tisch erzählte, war seine Frau außer sich über die Prügel und das Schimpfwort und verlangte, daß Louis das Gut selbst kaufen sollte. Sie wollte dann als neue Herrin mit Vieren lang einfahren und den verarmten alten Grafen mit Verachtung strafen; sie hat wohl „Soll und Haben“ gelesen. Es ist ein zu eitles, dummes Frauenzimmer; heute sah ich offen auf ihrem Schreibtisch Krizeleien mit einer neuen vergoldeten Stahlfeder, Monogramme, Adelskronen und Schreibversuche: „von Kanizer auf Groß-Zubellin.“ Auch an ihrem Wagenschlag hat sie schon eine Schnörkelei anbringen lassen, so eine Zwitterform von Namenszug und Krone; man weiß nicht recht, was es sein soll, aber sie meint, man könne es für ein Adelswappen halten. Sie quält meinen Bruder mit ihrer Eitelkeit und ihrem Ehrgeiz. Louis scheint auch Lust zu haben, das Gut zu kaufen, aber ich glaube, er würde sich auf dem Lande inmitten der alten Junker gründlich langweilen; ohne die Aufregungen der Börse kann er nicht mehr leben. Er hat vor einigen Tagen durch gelungne Spekulationen ungeheures Geld verdient, an einem Tage mehr, als ein Landwirt zeitlebens durch angestrengte Arbeit auf seinem Gute erwerben

kann. Das giebt Kraft und Selbstbewußtsein. Jetzt sind sie dabei, eine neue Bank zu gründen, die alle andern tot machen soll. Wenn sich nur nicht so viele Blutsauger an Louis hängen wollten! Alles drängt sich an ihn heran, und es scheint fast, als ob sein fabelhaftes Glück den ganzen Osten nach Berlin zöge. Es giebt jetzt dort kaum eine Familie, die nicht einen Angehörigen als Eisbrecher hierher nach Berlin schickte. Gelingts ihm, ein gutes Fahrwasser herzustellen, so folgt bald die ganze Sippe truppweise nach; und das hängt dann wie die Kletten zusammen. Ach, die lieben Verwandten!

Mich wollten sie gestern überreden, die Juristerei an den Nagel zu hängen und Germanistik zu studiren. Ein Professor, der hier viel in Börsenkreisen verkehrt, hätte ihnen gesagt, in dem Fache würde ich jetzt sehr schnell vorwärtskommen, mindestens sehr bald Universitätsprofessor werden, und dann wäre mir eine halbe Million Mitgift sicher. Darnach wird hier also der Wert der Wissenschaft geschätzt, es ist doch eine erbärmliche Gesellschaft! Wenns möglich wäre, würden sie mich sogar auffordern, Offizier zu werden, weil ich dann leicht eine ganze Million erwischen könnte. Es wird ja mit meiner ganzen Juristerei nichts, das sehe ich immer klarer. Auch hab ich keine Lust, Anwalt zu werden und mich zeitlebens mit dem Abschaum der Menschheit herumzuschlagen oder Amtsrichter zu werden und dann als Jude die wenig beneidenswerte Rolle in der Gesellschaft zu spielen, wie etwa der gute Cohnheim in unsrer Vaterstadt. Ich komme von meinen philosophischen Studien nicht mehr los, jetzt stecke ich tief in den Engländern. Aber Louis zetert darüber, es seien alles brotlose Künste, und die ganze Philosophie sei „Schafsmist.“ Was soll aus mir werden? Diese Abhängigkeit von meinem Bruder und der liebenswürdigen Schwägerin ertrage ich nicht länger. Ich muß einmal dem Professor Maron mein Herz ausschütten.

Dein S.

4

Oh, ich möchte vor Wut und Scham vergehen, es ist unglaublich, ganz unfaßbar! Die antisemitischen Studenten haben soeben den Professor Maron aus dem Hörsaal hinaus getrampelt. Ich bin wie gelähmt. Die paar anständigen Menschen konnten absolut nichts ausrichten. Ich selbst habe getobt und nach Ruhe geschrien, aber der Skandal wurde dadurch nur noch ärger. Ich wurde durch Schimpfworte schwer beleidigt und von den Antisemiten thätlich angegriffen. Es ist infam!

Die ganze Demonstration war planmäßig vorbereitet worden. Gestern ging in den Hörsälen ein Zettel von Bank zu Bank mit der harmlosen Aufforderung, recht zahlreich an der nächsten Vorlesung Marons teilzunehmen. Die Radaubröder füllten denn auch alle Plätze und standen kampfbereit in den Gängen bis an die Thür. Kaum hatte Maron das Katheder betreten, da brach ein Lärm, ein Schreien, Trampeln, Sohlen und Pfeifen los,

daß man glauben konnte, man sei unter lauter Tobsüchtige geraten. Maron verließ sofort den Hörsaal, er zitterte vor Erregung. Ach, ich hätte vor Wut weinen mögen! Nach einer Weile kam der Dekan der philosophischen Fakultät und teilte mit, daß Professor Maron seine Vorlesungen einstellen würde. Da erhob sich ein wahrer Sturm des Beifalls, als handelte es sich um die Rettung des Vaterlandes. Ein paar Unverschämte riefen: Magnifizenz soll kommen und uns das mitteilen! Es kam aber der Oberpedell, und der drohte, er würde das Gas abdrehen, wenn man den Hörsaal nicht sofort räumte. Das wirkte wie ein Sturzbad, alles griff nach Hut und Überzieher und stürzte hinaus. Ich habe dabei für meinen neuen Hut einen ganz alten, schäbigen eingetauscht.

Fritz, du machst dir keinen Begriff, wie mich diese Szene erregt und erschüttert hat. Welche neue, unverdiente Demütigung! Stehen wir Juden vor solcher Brutalität nicht machtlos da? Und das Gift frißt in einer Weise um sich, daß sich unsereins wie rechtlos, wie geächtet, wie gebrandmarkt vorfindet. Was haben wir denn verbrochen, daß sich alle Welt und gerade die Menschen, deren Achtung wir so gern erringen möchten, achselzuckend von uns abwenden? Unser Schulfreund Koch, der Korpsbursche geworden ist, hat mich neulich, ihn nicht mehr auf seiner Bude zu besuchen, seine Couleurbrüder hätten sich darüber aufgehalten. Was soll ich machen? Soll ich ihn auf Pistolen fordern? Aber muß ich nicht fürchten, daß sie mir sagen, eine Jude sei nicht satisfaktionsfähig? Rate mir!

5

Unten ist große Gesellschaft, Louis giebt ein Tausendthaler-souper! Die Schwägerin ist so liebenswürdig gewesen, mir für diesen Abend ihren Platz im Schauspielhause abzutreten. Es ist richtig, ich kann in der geistreichelnden, frivol wigelnden Gesellschaft nicht genug repräsentiren; auch fürchtet sie wohl meine Vorwürfe, denn ich nehme mir jetzt kein Blatt mehr vor den Mund. Die Koryphäen der Wissenschaft, der Kunst und Litteratur sind unten versammelt. Es ist zum Lachen! Louis, der sich mit Mühe und Not das Einjährig-Freiwilligenzeugnis eressen hat, ist hier in Berlin eine Säule des literarischen und künstlerischen Lebens geworden! Sollte man nicht eine Pulververschwörung anzetteln und die ganze Gesellschaft in die Luft sprengen? Die Stimmung dazu hätte ich. Ich hoffe, daß meine Schwägerin nicht gewußt hat, als sie mir das Billet heraushickte, daß heute der Kaufmann von Venedig gegeben wird; sonst wäre es eine ganz gemeine Handlungsweise. Es ist mir stets ein Rätsel geblieben, wie Shakespeare solch ein unglaubliches, widerwärtiges Machwerk hat schreiben können; dieser Shylock ist doch die Ausgeburt eines Wahnsinnigen oder die Phantasiegebilde eines betrunkenen Wilden. Wie Recht hat doch Voltaire gehabt — ja die Franzosen! ich studire jetzt

ihre Philosophen und bin geradezu berauscht. Welch eine Sprache, welch ein Geist, welch eine Tiefe! So laß ich denn den ganzen Shakespeare den Antisemiten und bleibe lieber still zu Hause. Von unten klingen die Walzermelodien herauf. Ach, wenn ich doch über meine Seelenkämpfe so leicht hinwegtänzeln könnte, wie die da unten über ihr Parkett. Ich sehe die Litteraturlöwen alle im Geiste vor mir. Sie stehen breitbeinig da, mit den Händen in den Hosentaschen, à quatre épingles, und pfeifen auf den Antisemitismus, wie sie auf alles pfeifen, was ihnen unbequem ist.

Daß ich armer Mensch auch alles so tragisch nehmen muß! Da hat sich die Schwester meiner Schwägerin mit einem Leutnant verlobt. Vorher war natürlich die christliche Taufe notwendig, und die Prozedur dabei hat sie der Schwester natürlich vormachen müssen, was sie recht neckisch gethan hat. Ich frage mich immer: sind diese pietätlosen Menschen, denen auf der Welt nichts mehr heilig ist, eigentlich noch Juden? Ach, sie wollens ja auch gar nicht mehr sein. Sie haben das alte feste Schiff ihres Glaubens verlassen und treiben ziellos auf leicht gebauten Flößen auf den Wogen des Lebens einher, bis eines Tages ein Sturm diese ganze glaubenslose, materialistische Gesellschaft vernichten wird.

Die Leutnantsbraut schwärmt jetzt natürlich für Christusbilder. Und da hat nun die Schwägerin eine prächtige Kopie von dem Bilde „Christus vor dem Bette von Sairi Töchterlein“ gekauft und in ihrem Salon anbringen lassen. Wie aufmerksam, wie fein! Hätte sie nur nicht rechts davon ein Bild hingehängt, das betrunken von der Synode heimkehrende Pfarrer auf einer Landstraße darstellt, und links davon eine Szene zwischen Falstaff und Dorchens Lakentreiber. Ich habe das zuerst gar nicht gemerkt, aber Fräulein Marie machte mich darauf aufmerksam, und da muß ich denn doch ihre Entzündung teilen.

Ich habe das Mädchen sehr schätzen gelernt, noch nie hat ein weibliches Wesen solchen Eindruck auf mich gemacht. Wir sprechen viel mit einander. Else besucht sehr oft ihren Onkel. Es ist ein trautes liebes Kind mit großen braunen Augen, aber schwächlich und nervös. Ich habe das Kindchen sehr lieb gewonnen, um so mehr, als ich sehe, daß sich die Mutter um das arme Ding blutwenig kümmert. Es ist ihr bei all den Vergnügungen nur im Wege. Sie sagte auch neulich, es könnte sie keine größere Strafe treffen, als wenn sie noch ein Kind bekäme. Eben ist das Fräulein dabei, die Else als Amorette herauszuputzen, in leichtem Trikot mit zwei Flügeln. Die Mutter will es so haben. Else soll dem jungen Brautpaar einen Blumenkorb überreichen. Das arme Kind zittert vor Aufregung und Kälte, aber sie müssen beide hier oben warten, bis das Signal gegeben wird. O Eitelkeit der Weiber! Wenn meine gute, fromme Mutter das noch hätte sehen können!

6

Liebster Freund! Dein Brief hat mich in große Aufregung versetzt. Du schreibst, du verstündest mich nicht mehr. Bald wendete ich mich mit Feuer und Schwert gegen die Antisemiten, bald sei ich voll Gift und Galle gegen meine Glaubensgenossen. Ach, das ist ja eben der furchtbare Zwiespalt, der mir alle Freude am Leben und an der Arbeit raubt. Und doch ist's bei mir auch viel Überreizung, persönliche Verstimmung, was mich zu so bitteren Worten gegen die Familie meines Bruders und seinen Gesellschaftskreis fortgerissen hat. Ich habe ihnen ja so viel zu verdanken, und ich teile dir meine Kämpfe auch nur mit, weil ich keine Menschenseele habe, gegen die ich mich über meine schmerzlichen Beobachtungen aussprechen könnte. Sie sind ja nicht alle so wie meine Schwägerin; wir haben viele jüdische Mädchen, die an Tugenden kaum übertroffen werden können, aber diese schnell reich gewordenen, oberflächlichen, genußsüchtigen und herzlosen Wesen sind mir in der Seele verhaßt. Das Geld, das Geld — ich sehe es immer klarer, das Geld ist unser größter Feind, es macht uns zu Bestien! Alle Tugenden werden durchs Geld in Laster verwandelt, und daß trotzdem heutzutage alles für Geld zu haben ist, Macht, Ehre, Ruhm, Unsterblichkeit, das treibt meine überall zurückgesetzten Glaubensgenossen mit unwiderstehlicher Gewalt dazu, Geld und immer wieder Geld zusammenzuraffen, mit nervöser Gier aufzuspeichern und ihre Schätze wie Drachen zu hüten. Ein paar Millionen besitzen heißt heutzutage Führer und Herrscher des Volkes sein. Ist es da den Juden zu verdenken, daß sie sich des allmächtigen Zaubermittels auf jeden Fall, es koste, was es wolle, zu bemächtigen suchen?

Du schreibst, ich sei voll Haß und Verachtung gegen meine materialistischen, glaubenslosen und abtrünnigen Stammesgenossen, aber ich identifizierte mich sofort mit ihnen und kämpfte für sie wie ein Verzweifelter, sobald ganz berechnete Angriffe gegen sie gerichtet würden. Lieber Freund, kann ich denn aus meiner Haut heraus, kann ich mir andres Blut in die Adern pumpen, mir ein andres Knochengestell anschaffen?

Die Antisemiten greifen den edeln Juden ebenso an wie den charakterlosen, den fleißigen ebenso wie den faulen, den armen ebenso wie den reichen, die bloße Abstammung ist ihnen Verbrechen genug. Müssen wir da nicht wie eine Phalanx geschlossen vorgehen, um diese klaffenden Hunde niederzutreten?

Es ist unter meinen Stammesgenossen vieles widerwärtig, ungesund, faul. Aber es soll anders werden. O, hätten wir bei uns die Disziplin der katholischen Kirche, hätte unsre Religionsgemeinschaft ein einziges Oberhaupt, mit der Gewalt eines Papstes ausgestattet, glaube mir, wir Juden wären nicht mehr die Geduldeten, die Angefeindeten, die Verfolgten. Wer weiß, was uns die Zukunft bringen wird. Du sprichst von einer Wiedergeburt des Juden-

tums, d. h. des alten, einfachen, gottesfürchtigen, sittlich gesunden Judentums — ich glaube, sie ist möglich, sie muß möglich sein!

Ich bin voll Unruhe und Aufregung, ich brüte Tag und Nacht über diesen Dingen und zermartere mein Gehirn, wie ich selbst dazu wirken, dabei helfen kann.

7

Bierzehn Tage sind vergangen seit meinem letzten Briefe an dich. Ich bin ein kranker, an Leib und Seele gebrochener Mensch. Mein kleiner Liebling, das liebe, gute, traute Kind ist dahin — ich sehe ihre bittenden großen braunen Augen noch immer auf mich gerichtet. Eine Erkältung nach dem unsinnigen Feste und eine Halsentzündung haben das zarte, schwächliche Kind schnell dahingerafft.

Ich bin nicht eine Sekunde von ihrem Bette gewichen und habe sie mit Marie hier oben gepflegt. Nun liegt sie schon draußen unter der Erde.

Könnte die Mutter dieses Kindes so empfinden, wie ich, sie würde nie wieder ihres Lebens froh werden, aber, aber —

Mein Bruder ist in der letzten Zeit ganz verstört, zerfahren, oft fast unzurechnungsfähig. Ich weiß nicht, ob er diesen Schlag so bitter empfindet, oder ob er von andern Dingen geheßt wird. Ich habe ihnen die Wahrheit gründlich gesagt, die schwersten Anklagen habe ich der herzlosen Puppe ins Gesicht geschleudert. Wir waren schon früher Mariens wegen aneinandergeraten, die unter ihren Launen furchtbar zu leiden hatte. Ich kann in diesem Hause nicht länger bleiben.

Heute traf ich Marie auf dem Friedhof an Elsens Grabe. Sie begrüßte mich in ihrer anmutigen, herzlichen Weise. Wir haben lange mit einander geplaudert. Ich habe das Mädchen von der ersten Begegnung an geliebt, aber mir fehlte der Mut, es ihr zu gestehen. Nun sagte sie mir heute Lebewohl. Da wars mit meiner Beherrschung zu Ende. Ich habe ihr die Hände geküßt, ich habe ihr im Rausche meine Liebe gestanden und sie gebeten, mir ein Wort, ein einziges Wort, zu sagen. — Wieder eine Demütigung, wie ich sie noch nicht kannte: sie habe aufrichtige Achtung und herzliche Teilnahme für mich, aber lieben könne sie mich nicht! Ich sah sie nicht mehr an, ich fragte nicht nach dem Grunde, und sie ging langsam hinweg. Da stand ich denn allein vor dem kleinen Grabhügel.

8

Meine Ahnungen haben sich erfüllt. Die ganze Aktiengesellschaft ist verkracht, mein Bruder hat sein Vermögen verloren und wird Mühe haben, makellos aus dem Prozeß hervorzugehn.

Meine Schwägerin hat ihr selbstverständlich sicher gestelltes Vermögen gerettet und ist sofort zu ihrem Vater, dem Kommerzienrat Silienthal, gereist

bei dem sie so lange bleiben will, bis sich Louis wieder emporgearbeitet haben wird.

Ach, es ist ja so boshaft von mir, aber ich hätte über dieses Strafgericht aufjauchzen mögen. Es giebt noch eine Gerechtigkeit, Fritz, es giebt noch eine himmlische Gerechtigkeit!

O, wie alle die Schmeichler und Schmarotzer auseinander geflogen sind! Sie kennen meinen Bruder nicht mehr, sie kennen mich nicht mehr. Nur zur Auktion sind noch einige gekommen und haben sich die schönsten Sachen für ein Spottgeld gekauft — zum Andenken, wie sie sagten.

Mit meinem juristischen Studium ist es selbstverständlich zu Ende, und ich freue mich drüber. Ich bin zu diesem Formelkram nicht geschaffen. Die Philosophie hat mich ganz in ihre Bande geschlagen, ich komme nicht mehr von ihr los. Und doch finde ich in allen Systemen nicht das, was ich suche: Befriedigung, Sicherheit, Wahrheit. O über den frommen Glauben unsrer Väter, wer giebt ihn uns wieder! Du schreibst, ich solle zum Christentum übertreten. Lieber Freund, das ist unmöglich, das ist für mich ein bloßes Gaukelspiel, das mich beim Andenken an meine Mutter schamrot machen würde. Diese schmachvolle und dabei ganz nutzlose Fahnenflucht ergreife ich nicht. Es ist so süß, Märtyrer seines alten Glaubens zu sein, aber man muß sich wieder zu ihm durchgekämpft haben. Der Glaube ist nicht eine Sache des Verstandes, sondern des Blutes, ich kann hierin nicht dem bloßen Verstande folgen.

Was nun aus mir werden soll — ich weiß es nicht. Ich kann nicht betteln, und von selbst ist bis jetzt niemand zu mir gekommen, um mir zu helfen.

Und dabei gährt und bebt es in meinem Geiste, daß ich verzweifeln möchte. Ach, hätte ich mich doch endlich aus diesem Wirbel emporgerungen!

9

Paris, den 31. Dezember. Liebster Freund, Gruß zuvor! Ich will dieses entsetzliche Jahr einer schweren Prüfung nicht dahingehen lassen, ohne dir zum Schluß noch ein paar Zeilen zu schreiben. Wirst du nicht erschrecken? Ich bin seit einigen Wochen hier in Paris Zögling des Rabbinatsseminars. Ich fühle mich endlich frei, glücklich, schaffensfreudig. Es war für mich ein schwerer Schritt, aber ich hab's gewagt.

Ich will arbeiten an den Bausteinen für einen neuen Tempel, ich will arbeiten an der Wiedergeburt des Judentums, des alten, gesunden, gottesfürchtigen Judentums. Bald erfährst du mehr von mir. Bewahre mir deine Freundschaft!

